

derung von männlichen Fati und weiblichen Fatae spricht gegen jene Annahme<sup>1)</sup>.

Auf weitere Einzelheiten der Arbeit einzugehen, würde zu weit führen. Um noch eines kurz zu erwähnen: auf S. 30 scheint der Verf. Hübner beizupflichten, dass der Kölner Matronenstein Bramb. 407 wegen seiner Schriftzüge dem Zeitalter des Claudius angehöre (gesetzt ist der Stein von einem Tib. Claudius Taticenus). Solchen Ansätzen gegenüber dürfte doch ein wenig Skepsis sehr angebracht sein.

Bonn a. Rh.

M. Ihm.

4. L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. 1. Theil, 2. Lief. Braunschweig 1886.

Diese Fortsetzung des trefflichen Werkes bringt eine Darstellung der Kleidung und vorab der Schmuckgeräthe der merovingischen Zeit, mit zahlreichen Abbildungen.

Auf den ersten Blättern der Lieferung erfahren wir, dass die heutige Schafschere das Model der ersten Scheere war und dass man, statt das Rasirmesser der Römer und des scandinavischen Nordens zu gebrauchen die Haare mit einem Zängelchen auszog. Das Rothfärben der Haare der Alamannen, Gothen, Vandalen mag ein Rest des Bemalens mit rother Farbe sein, das in vorgeschichtlicher Zeit so allgemein verbreitet war und in der Schminke noch fortbesteht. Hüte, ein Abzeichen vornehmen Standes, kommen auf der Trajanssäule, in den dänischen Baumsärgen, auf den Extersteinen, in alten Handschriften vor. Ein sächsisches Heer unter König Otto war nur mit Strohhüten bekleidet. Karl der Grosse trägt auf den beiden Musivbildern des Laterans eine mitraförmige Mütze. Otto I. trug bei der Krönung in Aachen noch die alte fränkische Kleidung, byzantinische Mode verbreitete sich erst während und nach den Kreuzzügen. Haupttheile der Kleidung waren Hemd, Rock und Pelzwamms, Rheno, welches Karl der Grosse im Winter aus Zobel und Otterpelz trug. Der Mantel, sagum, pallium war in der Zeit der Merovinger noch allgemeine Volkstracht. Die Gunna war ein halbrunder kurzer Mantel aus Pelz oder Wolle, früh in Friesland und Jütland getragen, er wurde in einem Baumsarg in Schleswig gefunden und erhielt sich in Frankreich bis in's Mittelalter. In einem Capitulare von 808 bestimmte Karl der Grosse den Preis der verschiedenen Mäntel. Die Nadelspangen zeigen uns eine heimische Industrie, die sich aus der Tradition der römischen Technik schon im Anfang des 5. Jahrhunderts entwickelte. Spangen aus den Gräbern von Charnay, Nordendorf u. A. zeigen spät-römische Form. Hosen waren nie ein Bestandtheil der römischen Tracht, sie wurden erst unter den Kaisern von den nordischen Völkern aufgenommen.

1) Nach Petron 42. 71. 77 sprach das Volk „malus fatus“, „fatus meus“.

In einer theodosianischen Verordnung wurden die braccæ verboten. Zahlreiche bildliche Darstellungen zeigen den Gebrauch der Beinkleider bei den Germanen. Für die rheinischen Stämme beweisen es römische Denksteine des Mainzer Museums. Nach Lucanus trugen die rheinischen Vangionen weite, den sarmatischen ähnliche Hosen. Sidonius schildert kurze, das Knie freilassende Hosen im 5. Jahrh. Einhard beschreibt eine dreifache Bedeckung der Beine, die leinenen Unterhosen, das Beinkleid und die Wadenstrümpfe. Eigenthümlich sind die langen Schuhbänder, die vom Knöchel aufwärts bis zum Knie kreuzweis umgelegt wurden. Oft hängen seitwärts vom Knie an der Wade herab aus Erz, Silber oder Eisen reich ornamentirte Beschläge. Der Schuh entstand aus einem einzigen Stücke Fell oder Leder, welches in bestimmter Form ausgeschnitten war, und sowohl über die Ferse als über den Fussrücken zusammengezogen wurde. Während der germanische Bundschuh aus einem einzigen Leder besteht, ist der römische calceus aus 2 oder 3 Theilen zusammengesetzt, der starken Sohle, dem eigentlichen Schuh und der eingelegten Sohle. Das Schuhwerk auf altpersischen Sculpturen stimmt mit dem germanischen Bundschuh genau überein. Die Gürtel der heutigen Tyroler erinnern an die der Franken und Burgunder; die aufgesetzten Zierplatten aus stärkerem Leder entsprechen den metallenen Gürtelbeschlägen bei diesen. Bei beiden findet sich auch die Tasche unter der Schnalle, in der Cochet einmal 5 fränkische Goldmünzen fand. Der Gürtel Childerichs war mit Gold beschlagen und mit Edelsteinen besetzt. Die fränkische Gürtelschnalle ist in der römischen vorgebildet, aber die Beschläge sind länger und das Ornament verschieden. Auf 8 Tafeln werden ornamentirte Schnallen in reichster Mannigfaltigkeit dargestellt und geben von der Kunstweise dieser Zeit ein vollständiges Bild. Für die Tracht der Frauen sind Ueberlieferungen und Grabfunde sparsamer vorhanden. Auf dem Diptychon von Halberstadt fällt das mit einem Bande zusammengehaltene Haar den Rücken hinab oder ist auf dem Scheitel in einen Knoten geschürzt oder über die Stirne aufgebauscht. Auch darf man das Einflechten des Haares zu langen mit farbigen Bändern durchwickelten Zöpfen für altgermanische Volkstracht halten. Vielleicht ist das Einflechten und Aufbinden der Haare ein die Frau von der Jungfrau unterscheidendes Merkmal. Das bajuvarische Gesetz unterscheidet durch die Nestnadel die Frau von der Jungfrau. Die Vitta vornehmer Jungfrauen war von Purpur mit Gold und Edelsteinen besetzt. In Grabbügeln Süddeutschlands war das ganze Hinterhaupt mit einem Kranze von Nadeln umgeben, kostbare Ziernadeln fränkischer Gegenden waren wohl wie noch am Niederrhein quer durch die Flechten gesteckt. Grosse Abwechslung bietet die Grösse und Form der Ohringe. Hier findet sich oft noch spätrömische Technik. Die vielfarbigen Perlen der merovingischen Zeit mögen von Venedig her sich verbreitet haben, wo sie heute wieder gefertigt werden; sie sind aber als

Erzeugnisse eines sehr alten, ursprünglich nicht europäischen Kunstgewerbes zu betrachten. Die Perlen erscheinen als Trommeln, Würfel, Scheiben und Kugeln. Auch geschliffene Amethyste, Glasperlen, Bernsteinstücke, Krystalle und Seemuscheln erscheinen oft als Halsschmuck. Auch Goldscheibchen und gehenkelte Bracheaten dienen dazu. Die in den Hügelgräbern so häufigen Halsringe sind in Merovingergräbern kaum nachzuweisen, sie finden sich nur in den reichsten Gräbern und scheinen Frauenschmuck zu sein. Armringe sind vorwiegend aus Erz oder Silber, selten aus Gold oder Glas. Auch giebt es Armbänder aus Glas- und Bernsteinperlen. Die *lex Salica* kennt den Armring übereinstimmend mit den Grabfunden nur als Frauenschmuck. Doch wurden sie in der Sage auch von edlen Kriegern getragen und dienten als Geld. Für Geringe sind Reifen oder Drähte mit und ohne Platte. Schon das westgothische Gesetz erwähnt die Verlobungsringe. Die Ringe wurden wie heute meist am 4. Finger getragen, weil man, wie Isidor erzählt, glaubte, dieser sei durch eine besondere Blutader mit dem Herzen verbunden. Der auf Taf. XIV, Fig. 10 abgebildete Bronzering hat in der Inschrift eine gewisse Aehnlichkeit mit einem vom Berichterstatter bekannt gemachten fränkischen Goldring aus Andernach, vergl. *Congrès de Stockholm 1876*, p. 646. Was die Frauenkleidung betrifft, so scheint das Hemd, wie Weinhold aus dem Worte schliesst, germanischen Ursprungs. Tacitus bezeichnet es als *ärmellos*, auf der Säule des Antonin hat es *Aermel*. Auf einem Denkmale des Mainzer Museums aus römischer Zeit erkennt man ein eng anschliessendes Kleid des Oberkörpers. Die Zeugreste in den Gräbern sind Leinwand oder Wolle, glatt, geköpert oder gemustert. Frauen und Töchter der Könige webten und stickten. Tacitus erwähnt die buntfarbigen oder gestreiften Mäntel der Batavier und hebt die Vorliebe der Germanen für bunte Farben hervor. Nach den *gesta Francorum* galt die schwarze Farbe schon im 6. Jahrh. als Zeichen der Trauer. Vielleicht ist der von Worsaae abgebildete alte isländische Webstuhl eine Ueberlieferung ferner Vorzeit. Einzelne Webergeräthe lieferten die Gräber von Oberflacht. Spinnwirtel hat man nicht selten mit Perlen verwechselt. Zwischen dem 5. und 9. Jahrhundert entwickelt sich ein hochachtenswerther Kunststil in der Metallarbeit der Gewandspangen mit Umbildung vereinzelter Formen und Ornamentmotive der Römer. Auf den Tafeln XVI—XVIII und in zahlreichen in den Text aufgenommenen Bildern werden die mannigfaltigsten Formen der Fibula, dieser bezeichnendsten Eigenthümlichkeit der merovingischen Gräberfunde dargestellt. Ursprünglich war die Fibula eine einfache Heftnadel. In der Römerzeit verschwindet zum Theil die ursprünglich sichtbare Verbindung der Nadel mit dem sie tragenden Bügel. In der spätrömischen Zeit kommt eine sehr verwickelte Konstruktion vor, bei der die Schraube auftritt. Die germanischen Völker bringen an der Fibula ihre nationale Verzierungsweise an. Die Gewandnadeln sind spangenförmig, scheibenförmig

oder stellen Thiergestalten dar. Die erste trägt schon der römische Kaiser auf dem Diptychon von Halberstadt. Diese Schmuckstücke merovingischer Zeit zeigen eine so überraschende Mannigfaltigkeit der Verzierung am Rhein, in Frankreich und England, dass es bis jetzt unmöglich ist, eine bestimmte Zeitfolge dieser Entwicklung festzustellen. Diese Zierweise kann nicht als gallicanische bezeichnet werden, denn sie findet sich keineswegs im eigentlichen Gallien, sondern in Belgien, dem Rheinland, Burgund und England. Die begleitenden Münzen können zur Zeitstellung dienen. Die Ausschmückung von Gold- und Bronzegegeräthen durch aufgehefteten Bernstein, Elfenbein, Korallen und farbigen Kitt reicht in eine frühe Zeit hinauf, das eingeschmolzene bunte Email gelangt in der Zeit der römischen Kaiser zu allgemeiner Verwendung, das Einlegen geschliffener Edelsteine wie bunter Glasflüsse ist ein eigenthümliches Kennzeichen des römischen und byzantinischen Handelsverkehrs seit dem 5. Jahrh. Dieser farbige Schmuck wurde nicht nur für Ringe und Spangen, sondern auch für Gürtel und Waffen und Pferdezaum verwendet. Geschmackvoll sind auf Silberspangen die blauschwarzen Ornamente aus Schwefelsilber, bei denen das Zickzack vorherrscht. Die flache Form der Scheibenfibeln, die für das Festhalten eines irgend starken Gewandstoffes ungeeignet ist, diente nur als Zierstück. In den geschickt aufgelötheten Zellen für die Edelsteine, in den Filigranornamenten, in den Silbereinlagen der eisernen Nadelscheibe zeigt sich eine vielseitige Kenntniss der Metallarbeit. Die massenweise Zusammenstellung farbiger Edelsteine entsprach der barbarisirenden Richtung der Kunst mehr als die Steinschneidekunst der klassischen Zeit. Der schon im frühen Alterthum bekannte, noch zu römischer Zeit ausgeführte Zellschmelz ist in sehr wenigen Denkmälern diesseits der Alpen erhalten, wogegen das Einsetzen von Edelsteinen oder farbigen Glasstücken hauptsächlich durch die Byzantiner im Westen heimisch wurde. Die durch eingeschlagene Stempel oder Prägung verzierten Silberscheiben wie die Gewandnadeln von Eisen mit Einlagen von Gold, Silber und Erz sind für einheimische Kunst zu halten, die sich an gleichartige Metallarbeit der Römer anschliesst. Die Tauschirarbeit findet sich vorzugsweise bei den Burgundern, Franken und Alamannen. Die krummschnäbeligen Vogelköpfe zahlreicher Spangen dieser Zeit können nur auf einen Habicht oder Falken bezogen werden und sind wohl Zeugnisse der Vorliebe der Germanen für die Falkenjagd, welche Griechen und Römern unbekannt war und schon in der lex Salica Erwähnung findet. Mit Unrecht hat sie Hehn den Kelten zugeschrieben. Die in den Gräbern seit dem 5. und 6. Jahrh. erscheinende Gürteltasche erhält sich durch das ganze Mittelalter als ein wesentlicher Theil der Tracht. In den Justinianischen Gesetzen wird der Taschendieb schon als ein Beutelschneider, Crumeniseca bezeichnet.

Der reiche Inhalt auch dieser Lieferung lässt erkennen, dass wir in dem vollendeten Werke des zu einer so umfassenden Arbeit hoch befähigten Verfassers eine unübertroffene Darstellung der deutschen archäologischen Wissenschaft besitzen werden.

Schaaffhausen.

5. Die Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Kreises Warendorf. Im Auftrage der Commission zur Erforschung der provinziellen Kunst- und Geschichtsdenkmäler bearbeitet von Dr. J. B. Nordhoff, Professor an der königl. Akademie zu Münster. Münster i. W. Commissionsverlag der Coppenrath'schen Buch- und Kunsthandlung 1886.

Zum Bau des deutschen Denkmälerverzeichnisses, welches Behörden und Kunstforscher mit gleicher Spannung ersehnen, wird allmählig Stein auf Stein herbeigetragen. Stets zu bedauern bleibt, dass nicht das deutsche Reich, dass auch nicht sämtliche Staaten desselben in einheitlichem Vorgehen diese Aufgabe auf sich genommen haben. In Westfalen gebühren Verantwortlichkeit und Ruhm dem Vereine für Wissenschaft und Kunst und dem unermüdlich im Dienste desselben thätigen Professor Nordhoff.

Mit dem Zerreißen eines so recht der Einheitlichkeit bedürftigen Werkes macht sich auch sofort die bekannte berechtigte Eigenthümlichkeit jedes Landestheilchens geltend, und so lassen denn die seit meinem letzten in diesen Blättern gegebenen Bericht veröffentlichten Denkmäler-Verzeichnisse an Buntscheckigkeit in Bezug auf Titel, Format und Ausstattung, auf Anordnung, principielle Verschiedenheiten und Charakter nichts zu wünschen übrig. So will ich nicht verschweigen, dass ich von andern Grundsätzen für die Inventarisirung ausgehe als der Verfasser des vorliegenden Werkes; aber das hindert nicht die vollkommene Anerkennung des Geleisteten, und Derjenige, der weiss, wie mühsam eine solche Arbeit ist, zu der sich die körperliche Energie eines Wanderburschen mit der Sesshaftigkeit eines Stubengelehrten verbinden muss, ist den Wenigen dankbar, die an einer der allernothwendigsten Aufgaben mitzuwirken bereit und fähig sind.

Das vorliegende Stück, die Fortsetzung des 1880 in gleicher Weise und von demselben Verfasser herausgegebenen Kreises: Hamm<sup>1)</sup>, tritt uns in reicher Ausstattung entgegen, auf gross Quart, in einer Herstellungsweise, welche der Coppenrath'schen Buchhandlung alle Ehre macht. Die Abbildungen, welche dem Werke beigegeben sind, bekunden einen bedeutenden Fortschritt gegen die des Kreises Hamm. Es sind zum grössten Theil Holzschnitte; wenige Zinkographien sind gewagt, dagegen zwei Farbentafeln, und eine Reihe von Lichtdrucken (über ein Achtel der gesammten Abbildungs-

1) Vgl. Besprechung in Rhein. Jahrb. Heft 69, 83 f.